

Sammler der Augenblicke

Die Gedichte des Priesterdichters Jerzy Szymik berühren durch ihre Menschlichkeit und durch das Werben, das Leben um Transzendenz zu erweitern. Erstmals ist nun auf Deutsch ein Band des in Polen bekannten Lyrikers erschienen.

Von Christian Heidrich

Der „Priester und der Narr“ überschrieb der in diesem Jahr gestorbene Philosoph Leszek Kołakowski 1959 einen Essay. Der Titel, in Polen mittlerweile ein geflügeltes Wort, verweist auf das verwirrend bunte Treiben der Geistesgeschichte, das Kołakowski auf den Gegensatz zwischen dem „priesterlichen“ und dem „nährischen“ Denken zurückführt. Das priesterliche ist das bewahrende, das dogmatische Denken. Das nährische hingegen stellt alles in Frage, will vorwärtstreiben und beflügeln. Beide, so Kołakowski, muss es geben. Die Narren sorgen für den Fortschritt; die Priester verhindern, dass „alles in die Luft fliegt“. Diese – durchaus mit einem Quântchen Ironie versehene – Unterscheidung ist hellsichtig. Zugleich lässt sie an eine dritte Gruppe denken: an diejenigen, die eine der beiden Positionen einnehmen und zugleich die „andere“ Seite in ihr Denken und ihre Existenz hineinlassen. Priester also, die ahnen, dass ihr Dienst ohne Nährisches nicht auskommt, und Narren, die uns auch Priesterliches schenken, ohne Pathos freilich und auf eigene Rechnung.

Mädchen vor der Bar „Hamlet“

Wer die lyrischen Unternehmungen des polnischen Theologen und Priesters Jerzy Szymik verfolgt, wird häufig an Kołakowskis Unterscheidung sowie an die dritte Gruppe erinnert. Denn der 1953 im schlesischen Pszów geborene Autor ist Priester des Erzbistums Kattowitz. Seine Weltsicht gründet im „priesterlichen“ Vertrauen in das Seiende, ja in das Unbedingte. Gleichzeitig lässt er sich ein auf das ruhelose und unzuverlässige Treiben auf unserem Narrenschiff Erde.

Diese Verzahnung ergibt ein eigenwilliges Panorama, macht seine Gedichte anregend und lesbar. „Auf der Bank liegend, im Duft der Gräser im August, / unter einer Kastanie im Münchener Park / mit den gedämpften Stimmen wunderschöner Frauen / an der Peripherie des in den Schlaf treibenden Bewusstseins, / mit dem Blick auf eine Statue aus hellem Sandstein, / mit immer schwerer werdenden Lidern, / ins weiß-azurblaue Licht des

Nachmittags.“ So beginnt das Gedicht „Nymphenburg“, das an einen Besuch in der Münchner Parkanlage rund um das gleichnamige Schloss erinnert. Ein heiterer, ein närrischer Anfang, der ein wenig an Eichendorffs „Taugenichts“ gemahnt. Die Leichtigkeit des Seins inmitten einer graziösen Parklandschaft. Ein Sommermärchen. Ein sinnlicher Zauber. Ein Durchatmen.

Doch diese Idylle, das weiß der Dichter von Anfang an, kann nicht andauern. Die Welt ist keine Idylle. Gleich um die Ecke lauert ein anderes Leben, das Reich der langen Schatten. „Ich wusste ja, in der Klinik, hinter der Silhouette der Kastanien, / überträgt man gerade jetzt jemandem Blut, erfolglos, / auf den Straßen – wie überall – trifft man Blinde, auch hier.“ Und das Grauen der Vergangenheit? Fingernägel wurden „unweit von hier“ ausgerissen, Unschuldige geköpft, Kathedralen bombardiert. Eine solche Gegenüberstellung mag man für trivial halten.

Doch wäre der ein schlechter Dichter, der an dieser Stelle mit seinem Gesang schon am Ende wäre. War für Rainer Maria Rilke das Schöne „nichts als des Schrecklichen Anfang“, wie es in der ersten „Duineser Elegie“ heißt, so ist für Szymik das Ungewisse des Lebens der Ort, an dem unser Vertrauen geprüft und gewogen wird. In „Nymphenburg“ heißt es gegen Ende: „Ich wusste, dass mich der Tod und der Himmel erwarten, / deshalb erneuerte ich – am Rande, zwischen Wirklichkeit und Traum – mein Einverständnis mit dem eigenen Schicksal; / mit der Wehrlosigkeit und grenzenlosem Vertrauen.“

Spricht hier nicht etwa einer von Kołakowskis Priestern? Jemand, der sich eben nur „halb“ auf unsere häufig genug brutale Wirklichkeit einlässt, diese mit einem Zuckerguss überzieht? Wer darauf überzeugend antworten möchte, muss seinen Blick weiten und dem gelehrten Poeten Jerzy Szymik eine Chance geben.

In fast jedem Gedicht seines mittlerweile dreizehn Bände umfassenden lyrischen Werks lassen sich schmerzliche Weltsplitter finden. Szymik lässt sie freilich nicht ins verzweifelte Schweigen einmünden. Er stellt sie in den Zusammenhang des christlichen Glaubens. Dabei benutzt er weniger die Bausteine eines dogmatischen Gebäudes. Es sind vielmehr verdichtete Erfahrungen, die der Auflösung und Erlösung harren.

„Shakespeare in Beuthen“ lautet zum Beispiel die launige Überschrift eines 1995 entstandenen längeren Gedichts. Was haben sie miteinander zu tun, der englische Geistesriese und die verarmte schlesische Stadt, die mit dem Untergang des Kohlebergbaus auch ihre Zukunft hinter sich zu haben scheint?

In der ersten Zeile bereits erfährt der Leser, dass es hier nicht um die verbliebenen Intellektuellen der Kohlestadt geht: „Aus der Bar ‚Hamlet‘ kommen die nächsten Betrunknenen / über der Bar ‚Hamlet‘ wütet heute ein Maigewitter / ein Donnern wie eine

Gottesstrafe / ein Regen wie eine Gottesgnade.“ Vor der Bar, von Trinkern belagert, entdeckt der Dichter ein kleines Mädchen, das seine Füße und Hände „in den Pfützen“ wäscht: „Ehe es die Frage stellt / nach dem Sein oder Nichtsein / hat es gute Chancen / eine Prostituierte zu werden / wenn es vor der Bar ‚Hamlet‘ / das Sein erlernt.“

Szymik moralisiert nicht. Er entwirft auch keine Rettungspläne, will die Welt nicht ändern. Wie denn auch? Die Trinker, in dieser oder einer anderen „Hamlet“-Bar, werden zumeist trinken, solange ihnen die Zeit gegeben ist. Und die Kinder in ihrer Nähe haben wohl tatsächlich gute Chancen, auf Abwege zu geraten. Szymik zeigt sich ratlos, ist aber nicht ohne Hoffnung. Er lässt, vom dritten Stock aus, ein „schüchternes Gebet“ über dem Mädchen kreisen „wie ein unsichtbarer Regenschirm / wie ein freundlicher Falke / bereit zu Schutz und Angriff. / Vielleicht wird er sie vor dem Urteil retten“. Und tatsächlich, das Mädchen scheint etwas zu ahnen, denn es hebt den Kopf und kneift die Augen zusammen: „Dabei / scheint über der Bar ‚Hamlet‘ / nie die Sonne.“

Es sind solche Beobachtungen und Pointen, die den Leser berühren. Szenerien, die eher an Gemälde von Brueghel erinnern – und doch ohne einen Glanzpunkt nicht auskommen. Es sind Augenblicke, die so alltäglich sind, dass sie ein Dichter vom Bodensatz des Lebens aufsammeln muss, um ihre Bodenlosigkeit zu buchstabieren.

Oder ist es nicht gewöhnlich und tragisch zugleich, was Jerzy Szymik während der „Rückkehr der Reservisten auf dem Bahnhof in Dąbrowa Górnicza“ erblickt? In dem gleichnamigen Gedicht beobachtet er junge Männer, „stockbetrunken, abwesend und bewusstlos“, und ausgehungerte Mädchen, die sich „gierig“ an sie drücken und dabei sind zu lernen, „dass ein Kuss nicht ohne den Geruch nach Wodka sein kann“. Der ganz gewöhnliche Irrsinn also. Jerzy Szymik sammelt diese Momente, verwundert und traurig zugleich. Verwundert, wie selbstverständlich sich gedankenlose Rituale fortpflanzen; traurig darüber, dass „Sonne und Mond zugleich / rollen gleichgültig über den Bahnsteig und über ihr Unglück, / was heißt: Nacht oder Tag – euer Schicksal ist vorherbestimmt“. Der Dichter freilich will vom Wort der Erlösung nicht lassen: „Sie wissen nicht, was sie tun. / Christus ist für sie gestorben. // Viele Leiden warten auf sie. / Mögen sie Vergebung erfahren.“

Heuduft als Gottesbeweis

Einen ganz anderen Augenblick hält Szymik in einem seiner berühmtesten Gedichte fest: „Mädchen mit gelben Strumpfhosen in einer schlesischen Kirche“. Ein sperriger Titel und eine zarte Begebenheit. „Ich habe sie weder früher noch später jemals gesehen, / nur damals, ein einziges Mal: am 8. September, zwischen / 12.00 und 13.00 Uhr, in der Messe in der Basilika in Pszów. Sie saß in der ersten Bank. / Sie trug gelbe Strumpfhosen in

einem schönen Farbton, etwas zwischen Zitrone und Kanariengelb“. Etwa zehn Jahre alt, saß sie mit ihrem kleinen Bruder in der ersten Bank. Wegen ihr, so Szymik, habe er an diesem Tag die Messe nicht „fließend lesen“ können. „Ich stellte sie mir in drei Jahren vor, / in dreizehn, in dreißig, dreihundert. Wie sie sich in eine Gazelle verwandelt, / in eine begehrte, gebärende und fort gehende Frau. Die zu Asche wurde. Zu einem Engel. / Ich sah ihr Porträt im Netz der Falten und im Spinnennetz / unter der Emailleschicht der zwei gekreuzigten Arme / an einem Grabkreuz.“

Sind es priesterliche oder närrische Gedanken? Vielleicht einfach nur menschliche. Denn menschlich sind – „alles ist möglich in ihrem Leben“ – Furcht und Entzücken, Grauen und Hoffnung. Der Priester, der Eucharistie feiert, erinnert und vergegenwärtigt dieses Grauen wie auch diese Hoffnung. In den letzten Zeilen heißt es: „Dann die Erleuchtung, als ich den Messkelch reinigte und blätterte im Messbuch: / Das Schönste, was dieser Erde widerfahren konnte, ist das Christentum.“

Ein atemberaubender Schluss. Eine Theodizee, ein Gedanke an Gott angesichts von Elend und Leid in der Welt, der den Karfreitag dieser Welt für einen Augenblick aufhebt – und auf Ostern blickt. Eine nun wirklich priesterliche wie närrische Hoffnung, eine Erleuchtung aus dem Geist des Evangeliums. Sie lässt sich nicht jeden Tag wiederholen. Doch wäre sie nicht möglich, wäre das Salz des Glaubens schal geworden.

Jerzy Szymik kann den Leser und die Leserin freilich auch mit einer sehr leichtfüßigen Rechtfertigung Gottes angesichts des Leides überraschen. Etwa im Gedicht „Die Theodizee“: „Der Heuduft gegen Morgen, / im Halbdunkel, gegen Tagesanbruch, / in Cresier auf dem Balkon, nach einer schlaflosen Nacht“. Der betörende Duft, an der Schwelle des Tages, in einer kleinen Schweizer Gemeinde ist ihm eine Ahnung und ein Versprechen: „Diesen Duft lege ich im Morgengrauen tief ins Erinnern ab. / Er soll mir eine Flamme für dunkle Augenblicke sein, / ein Beweis für die Existenz Gottes, für meine, unsere, des Glücks. / Für Alles.“

Von Düften und von Schönheit spricht Szymik häufig. Von Musik auch, nicht nur der klassischen, und von der manchmal gar nicht so selbstverständlichen Wahl „zwischen dem hl. Johannes vom Kreuz / und Milan Kundera / zwischen Giottos Fresken / und Helmut Newtons Fotografien“. Der Duft von altem Holz wie das Himmelblau sind ihm sinnliche Zeichen, Symbole des Ausgangs aus dem Labyrinth unserer Welt. Schönheit ergreift uns, packt uns unerwartet am Hals „wie ein Raubtier“. Sie ist, glücklicherweise, unergründbar, eine Gabe. Im Gedicht „Himmelblau“ hat Szymik dieser Empfindung ein Denkmal gesetzt: „Das Himmelblau über Europa / erstarrte wie ein Habicht / einen Tag lang, dann drei, sieben, achtzehn; / in diesen Himmel steigen Düfte auf von der Erde / von Zypressen,

Eichen und Kiefern / als Dank für die Güte, leuchtend blau. // Wie kann man das Himmelblau schützen? / Wie kann man den Herbst aufhalten? / Genügen dazu die Kathedralen, die Märtyrer, die Wahrheit?“

Und noch ein Element der poetischen Welt Szymiks soll hier erwähnt werden. Es ist seine Tätigkeit als akademischer Lehrer, als Professor für systematische Theologie, bis 2008 in Lublin, seither an der Schlesischen Universität in Kattowitz. „De Trinitate. Vorlesung“ heißt ein Gedicht, das Szymik seinen Studenten widmet und in dem er das Geheimnis eines Lehrenden enthüllt.

Natürlich geht es in einer akademischen Vorlesung um Theologie, um „höchst dialektische Dinge“ sogar. In jeder Vorlesung gebe es aber auch Elemente des Spiels, des Schauspiels. Es gibt die verklingende Stimme, die kunstvoll gesetzten Pausen. Es muss sie geben, denn nicht nur um Intellektuelles und – „fleißig / machen sie Notizen“ – zu Lernendes geht es. Es geht vor allem um eine Weisheit, die nicht uns gehört: „Ich weiß bereits / dass der Inhalt / nur bis zu einem bestimmten Grad / wichtig ist // wichtiger sind / die Funken / aus denen einmal ein Feuer erlodert / eine Begegnung / ein Gewitter vor dem Fenster / Stille im Herzen / Schweißtropfen / die Wahrheit.“

Und vielleicht ist es genau das, was die Tonart der Gedichte von Jerzy Szymik ausmacht. Dass man in ihnen solche Funken findet. Sie fliegen dem Leser entgegen: Augenblicke und Szenen, Menschen und Geschichten, die berühren und unsere nie endende Frage nach Leid und Schönheit, nach Einsamkeit und Liebe erneuern. Nach Gott zuvorderst, dem Jerzy Szymik kühn, wenngleich in Klammern, einflüstert: „Es war doch wert, die Welt zu erschaffen“.

Jerzy Szymik: „Augenblick des Sehens / Chwila Widzenia“, übertragen von Małgorzata Piłoszewska, Peter Oliver Loew und Erhard Brödner (Biblioteka Zarysu, Darmstadt 2008, 133 S., 7 €; zu beziehen, zzgl. Porto, über: www.zarys.de).

Kontakt zum Autor über: www.christian-heidrich.de